Der Gewissenswurm.

Wie er an dem Lebensglück ländlicher Vorstädter nagt. — John Ritsch von Reue und Verzweiflung geplagt. — Was er mit seiner Selbstanlage bezweckt.

Mister Editer!

Wann Sie wüßte, Mister Editer, wie Mir um's Herz is, da thäte Sie werklich simpatteise mit Mir. Wisse Sie wie Mir's aeht? Mir aeht es wie die Weibsleit in die neumodische Navals vun der moderne Richtung! Ich werd nit verstanne. Ich bin e unverstannene Frau, Ich meen e unverstannener Mann, of course.

Es geht Leit, wo förchterlich schwer zu verstehn sin, awwer bei Mir, wär iest, auszefinne, was Ich will. Nämlich, Alles, was Ich will, des is Mei königliche bayrische pfalzgräflich beiRheinische Ruh. Un Mei Ruh is hi! un nimmer, nimmer, Mister Editer, werd Ich sie wiederfinne. No, es is kei Juhs. Mister Editer, Ich sein unglücklich, onhäppy miserabel, mit eim Wort. Ich werd nit verstanne. Ich glaab, noch nit emol der Tschalli versteht Mich ganz.

Un wisse Sie, Mister Editer, was Mir die Ruh geraubt hot, woher Mei ganze Misery stammt, wisse Sie, was Mich derzu treibt, daß Ich Mei eigene Existenz verfluche könnt un daß Mich nix mehr g'freut uff der Welt un Ich mit eme ewige schlechte Gewisse belastet un vun der förchteclichste Ruhelosigkeit verfolat bin? Des is, seit daß ich Mich in der Kauntri zor Ruh gesetzt hen. Werklich, Mister Editer, seit daß Ich hier auße in de Ruhestand getrete bin, da hen Ich kei ruhige Minütt mehr.

Mister Editer, folge Sie eme Mann, wo die traurigste Expirienz vun seim Lebe gemacht un sich e glanzvolle Prominente-Karrier gespoilt hat. Muve Sie nit in die Kauntrie! Kauntrie is Hell!

Mer stellt sich des so schö vor. Mer denkt, da thät mer Schickens räse un Flauers derzu tende und Räddisches pflanze un sich gesunde Bewegung machen bei jede Tag blos e halbes Stündche im Garte zu schaffe un sich gesunde Exerzeis mache. Mer thut sich nämlich äti'schuelli eirede, daß mer Spaß an so Sache hätt. Mer hot aach afangs e Bißle Spaß dra. Awwer, Mister Editer, der Radischer-Wahn is korz un die Reu is förchterlich lang. Im erste Jahr, da geht es. Awwer, Mister Editer, des gegewärtige is schun des zweite Jahr in der Kauntri un im zweite Jahr da seht mer's ei, daß des Schaffe nix is for de Kenner. Mei Existenz jetzt konsistet aus Selbstvorwürf, Riproatsches, Ripentenz, Gewissensbiß un die Marterquale der unerfüllte Pflicht in Konsequenz vun selbst uffgeladene Duties, wo mer nit thut.

Also, da sein die Blume un da sein die Wetschetäbel-Sieds un da is der Lawnmower un sein annere agrikultscherell Implements. All die Sache kombeint mache Mir des Lebe zum Fluch.

Des Schrecklichste is, wann es so schönes Wetter is, wie heint vor Instenz. Annere Mensche, wo Ihr Dasein nit verpfuscht hawwe, bei in die Kauntrie ze muve, die freue sich üwwer en schöne Tag. Wann Ich uffsteh, un es is recht schön's Wettere, des verderbt mer schun die ganze Laun. Da dent Ich glei: „Heint gebt es jetzt gar keen Erkiuhs derfor, daß Du nix schaffe thust. Heint solltest Du vun Rechts wege emol zu dem Strawberry-Pätsch tende." Wann mer dann vor des Haus enaus tritt, da is Alles was mer aguckt, e stiller Vorwurf, weil es noch nit getendet derzu is.

Wann mer dann des Papier uffpickt un guckt enei, da lest mer of course was üwwer Ernteaussichte oder Obstbäum oder Blumezucht oder ergend so was, wo Einem dra rimeindet, was mer eigentlich thun sollt oder schun längst hätt thun solle. Wann mer sei Breakfest ißt, da werd mer vorch des soft geboilte Egg dra rimeindet, daß mer de Schickenstäbel kliene sollt un vergeße hot, e Setting Eggs for die Henn, wo brüte will, ze hole. Dann werd mer e Futschitiff befor Tischöstiß un nemmt de Train nach New York. Des nutzt nix. Im Gegetheil. Da is mer erst recht die förchterlichste Quale ausgesetzt, weil jeder Mensch in dem Train erzählt, was er in seim Garte gefixt oder was for Impruvements er gemacht hot. Dadorch wern die Gewissensbiß of course noch stärker.

Feinelli is mer mit dem Bewußtsein vun seine ungepflanzae Blume un ungesäte Wetschetäbels un nit uffgefixte Lawn un sunstige Vernachlässigunge in der Zitty arreiot un mer denkt, jetz that mer sei Gewisse eilulle un einige Stunde süßen Vergessens genieße könne. Awwer der erste Mensch, den mer trifft, der sagt: Bei Ihne da drautze muß es jetz underschö sein — Sie hawwe doch of course en große, schöne Garte? Ach, wie beneid Ich Ihne um gesunde Beschäftigung! Un so geht des weiter. Jeder fragt, ob des schun blüht oder Selwiges schun gepflanzt is oder ergend so was, was eim die Seeleruh nemmt. Un dann kimmt mer an Plätz vorbei, wo Tulpezwiebel un Blumeknolle ze verkaafe sin un die kaaft mer dann un hot sie dann derheim erumliege als stummer Vorwurf un e weitere Last uff 'm Gewisse.

Es schmeckt Eim kei Bier un kei Wei mehr, bikohs weil mer immer an die Sache denkt, wo mer derheim thun sollt, korz es is e Lebe zum Verzweifle. Daderwo, was die Alti jede Tag segt un was 'e nit segt, sonnern dorch stumme Blick un Deutunge azeigt, da derwo will Ich gar nit rede. Un jetz timme ach noch jede Tag Tools un Sämerei un Maschinerie un Sache for de Garte a, wo mer geordert hot, wie mer noch nit dra gedenkt hot, daß die Zeit, wo mer die Sache juhse thät, schun sonah wär!

Korz, Mister Editer, es is zum Verzweifle un des thu Ich aach.

Ihne des Nämliche wünschend,
Mit Rigards
Yours
John Ritsch Esq.

Nämlich, Ich hen den Brief blos geschriewwe, for die Alti ze ärgern, weil Ich nämlich gehört hen, wie sie der Misses Meyer an der Eck gesagt hot, sie thät an Ihne schreiwwe wolle, for Mir wege Meiner Faulheit in's Gewisse ze rede. Jetz ärgert sie sich, daß Ich des selwer gethan hen un weil sie Mir grundsätzlich nie recht gebt, werd sie jetz sage, sie wollt gar nit hawwe, daß Ich Mir Gewissensbiß mach un, blos um Mir ze pruve, daß Ich nit Recht hab, is sie im Stand un thut die ganze Arbeit selwer un sagt dann, daß Ich doch selwer sage müßt, daß Ich kee Riesen zum Kicke üwwer die Kauntri hätt. Des thät Mich awwer erst recht ärgern. Lieber thät Ich's werklich selber.

(Strictly preiwät Bi Es, konfidentschell, not for Publitäschen, unner Uns: Ich bin begierig, ob es helft. Denke Sie sie thut's, Mister Editer?)

D. D. Esq.

Spargel.

Für Spargelliebhaber ist es gewiß von Interesse, zu erfahren, daß die Heimath dieses zartesten und wohlschmeckendsten Gemüses das westliche Asien der gemäßigten Zone ist, wo der Spargel auf sandigem Boden wild wächst. Die Feinschmecker erkannten schon in uralten Zeiten die Vorzüge dieses Gewächses; vor mehr als 1800 Jahren bauten es die Römer und Aegypter in ihren Gärten, und Plinius, der römische Naturhistoriker, sagt schon in seiner Beschreibung der Spargelpflanze, daß sie die gesündeste und dem Magen zuträglichste Nahrung sei.

Das in der Pflanze entdeckte sogenannte Asparagin ist ein sehr eiweißhaltiger, nahrhafter und dazu leicht verdaulicher Stoff. Daher ist der reichliche, tägliche Genuß des Spargels, sowie auch der Spargelbrühe, die durch Hinzuthun von Butter-Mehlschwitze, Fleischextrakt, Petersilie und Ei eine wohlschmeckende Suppe ergiebt, bei allen Schwächezuständen, wie Blutarmuth, Ansatz von Wassersucht u. s. w. sehr zu empfehlen. — In Deutschland zieht und genießt man größtentheils den weißen Spargel in seinen mannigfaltigen gärtnerischen Spielarten, der deshalb weiß bleibt, weil er geschnitten wird, bevor er über die Erdoberfläche hinausgewachsen ist, denn erst unter dem Einfluß des Sonnenlichtes bildet sich der grüne Farbstoff, das Chlorophyll. Hieraus erklärt sich auch, daß der über Nacht emporgeschossene, selbst fingerbreit über der Erde stehende Spargel bis zum Sonnenaufgang weiß bleibt und sich dann erst rosa, roth, braun und schließlich grün färbt. Hier genießt man den bereits über die Beete gewachsenen grünen Spargel. Derselbe ist von stärkerem Geschmack und lange nicht so zart und mild, wie der weiß gestochene. Die Spargelpflanze gedeiht am besten in lockerem, warmem Boden, daher findet man in Gebirgsgegenden wenig oder gar keine Spargelanpflanzungen. Die Spargelkammer Deutschlands ist Braunschweig, wo bekanntlich große Spargelkonservenfabriken bestehen. Doch auch die Mark Brandenburg, besonders der Zehnmeilenumkreis von Berlin, weist große Spargelfelder auf.

„Mehr Licht!"

In der „Tägl. Rundsch." schildert Dr. Gerloff einen Besuch, den er im Jahre 1881 bei Walther Goethe, dem Enkel des Dichterfürsten, in Weimar gemacht hat. Der alte Herr führte ihn im ganzen Goethe-Haus herum, das damals noch nicht dem allgemeinen Besuche zugänglich war. Dabei spielte sich folgende interessante Episode ab. In Goethe's Arbeitszimmer — so erzählt Gerloff — sprach Walther wenig, und dies Wenige ganz leise. Dann nahm er mich bei der Hnad und führte mich bis an die Schwelle des Sterbezimmers, das er nicht betrat. Er erzählte ausführlich von den letzten Tagen des Großvaters. „Sehen Sie", sagte er, „wie die Sonne scheint und die Decke des Zimmers einen etwas grünlichen Schimmer davon widerstrahlt? Dies wollte Großpapa drei Tage vor seinem Tode gelegentlich einmal sehen, und da das Fenster mit einem Vorhange verdunkelt war, sagte er: „Mehr Licht!" Und da haben die dummen Menschen ein „letztes Wort" daraus gemacht. Er hat aber nachher noch vieles Andere gesagt."

Weibliche Schwäche.

Arzt: „Ich merke schon, gnädige Frau, der Schmerz sitzt wieder an der alten Stelle."

Dame: „Herr Doktor, daß muß ich mir verbitten, ich besitze keine alten Stellen."

Napoleon I. und Marie Louise.

Frederic Masson, der unermüdliche Pariser Historiograph der napoleonischen Epoche, hat Anfangs April ein neues Napoleon-Buch erscheinen lassen, das sich mit den Beziehungen des großen Korsen zu seiner zweiten Gemahlin beschäftigt.

Die Prinzessin haßte den Unterdrücker ihres Vaters. Als sie einmal als junges Mädchen den „Plutarch für die Jugend" las, schrieb sie in einem Briefe an ihre Erzieherin und Oberhofmeisterin, die Gräfin von Colloredo, ihre Eindrücke folgendermaßen: „. . . Es ist die Lebensbeschreibung der berühmten Männer von Homer bis Bonaparte. Dieser Name schändet das ganze Werk und ich hätte lieber gesehen, daß das Buch mit Franz II. geendet hätte, der auch Hervorragendes geleistet hat, während der andere nur Ungerechtigkeiten beging und einige Länder ihren rechtmäßigen Besitzern wegnahm."

Am 23. Februar 1810 schrieb die Prinzessin: „Ich bin bereit, mein eigenes Glück dem Staatswohl zu opfern, da ich überzeugt bin, daß man das wahre Glück nur in Erfüllung seiner Pflichten finden kann." Am 13. März reiste Marie Louise, nachdem zahllose offizielle und religiöse Zeremonien stattgefunden hatten, unter Trompetengeschmetter, Trommelschall, Glockenklang und Kanonendonner mit der Post gen Frankreich. Napoleon erwartete die Gattin mit Ungeduld, denn er war aufrichtig verliebt. Er schickte Eilboten auf Eilboten, Staffetten auf Staffetten, um auf Abkürzung der Vorbereiungen hinzuwirken. In zwischen übte er sich selbst gewissenhaft in der „Kunst zu gefallen". Er ließ Schuster und Schneider kommen, um sich neue Kleider machen zu lassen, und lernte sogar Walzer tanzen. Er überwachte auch persönlich die Herstellung der sehr reichen Ausstattung seiner Gattin. Da gab es z. B. 12 Dutzend Hemden, von feinstem Batist mit Stickereien, ein Dutzend oben und unten mit echter Valencienne garnirt; 80 Dutzend Taschentücher; 24 Nachtjacken, 12 aus feinem Batist und 12 aus Perkal; 24 Nachtmützen etc. Er, der sonst so sparsam war, kaufte für seine Frau 48 Paar Pantoffeln zu 8 Fr. das Paar.

Die erste Zusammenkunft zwischen den Neuvermählten sollte am Abend des 27. März auf freiem Felde zwischen Compiegne und Soissons stattfinden — natürlich in sehr förmlicher Weise. Unter einem Zeltdache sollten der Kaiser und die Erzherzogin, umgeben von hohen Würdenträgern, auf einander zugehen und sich auf ein Zeichen des Zeremonienmeisters zum ersten Male küssen. Napoleon aber warf das ganze Programm über den Haufen. Er fuhr mit seinem Schwager „inkognito" von Compiegne aus der Braut entgegen, und machte erst bei der Relaisstation Courcelles Halt. Es war stockfinstere Nacht und es regnete in Strömen, so daß der Kaiser unter der Vorhalle der Kirche Schutz suchen mußte. Plötzlich hörte man Schellengeklingel und Pferdegetrappel: die Braut kam. Als der Wagen hielt, sprang Napoleon hinein und küßte die Prinzessin ohne weiteres herzhaft ab. Murat mußte bei dieser Scene laut auflachen. Dann fuhr man zusammen nach Compiegne. Kapitän Parquin, ein feiner Frauenkenner, schilderte die Prinzessin folgendermaßen: „Sie scheint eine sehr hübsche Person zu sein, denn sie hat eine elegante Taille, ein sehr frisches Gesicht, schöne Zähne und hübsche Hände, ein sicheres Zeichen, daß auch die Füße hübsch sind."

Hundert und ein Kanonenschuß verkündeten am 20. März 1811 der Bevölkerung von Paris, daß die Kaiserin Marie Luise eines Sohnes genesen sei. „Ein Sohn! Ein Prinz! Es lebe der Kaiser!" riefen die Leute auf den Straßen einander jubelnd zu und fielen sich vor Freude in die Arme. Schien doch nun Frankreich und die Napoleonische Dynastie für alle Zeit gesichert.

Zur Feier der Geburt des Königs von Rom verfaßte ein gewisser Rougemont ein Gelegenheitsstück unter dem Titel: „Der Olymp oder Paris, Rom und Wien," das natürlich auf nichts Anderes, als auf eine maßlose Verherrlichung Napoleons I. als Eroberer, Gesetzgeber, Gatte und Vater hinauslief. In der Schlußscene erschien sein Erbe, umgeben von den allegorischen Figuren der Weisheit, der Stärke und des Sieges. Für die kleine, aber hochwichtige Rolle des „Jungen Adlers", wie Rostand den „König von Rom" genannt, suchte man ein wohlgenährtes Kind mit rothen Backen und einem den künftigen Helden verrathenden, kecken Gesichtchen. Ein solches Kind fand man in dem vierjährigen Söhnchen der Schauspielerin Charlotte Regnier, das nachmals ein hervorragender Bühnenkünstler werden sollte. Selbstverständlich wurde der Knirps genau unterrichtet, wie er sich in seiner ersten Rolle zu benehmen hatte. Und überglücklich war er, als man ihm statt seines Hemdchens eine flitterbesetzte, weiße Tunika anzog, darüber einen Purpurmantel und auf dem Kopfe eine goldene Krone!

Bei der Probe zeigte er sich auch sehr anstellig: Er hatte auf dem Throne, einem Sammetsessel, aufrecht zu stehen, die linke Hand an der Hüfte, mit der rechten ein Szepter emporhaltend. Bei der Aufführung aber verharrt der Kleine in eigensinnigem Eifer schon lange vor dem Aufziehen des Vorhanges in dieser Stellung, so daß er während der Scene ermüdet und das Szepter fallen läßt. Dann sollen ihn zwei Hofdamen die Stufen des Thrones ermüdet herabführen; hierzu fühlt er sich jedoch zu groß, zu stolz; er will durchaus allein gehen, wehrt sich deshalb heftig gegen die Hofdamen, verwickelt sich in seinen Purpurmantel und — unter lautem Gelächter des ganzen Hauses kollert der „König von Rom" bis vor den Souffleurkasten. Seine Mutter, als „Minerva" an seiner Seite stehend, hebt ihn rasch auf, aber, verschämt, verwirrt, vermag er sich kaum auf den Beinchen zu erhalten.

Unglücklicherweise fühlt er auch einen prickelnden Schmerz auf der Haut, der von den Goldflittern seiner Tunika herrührt, und beginnt sich heftig zu kratzen. Neues Gelächter im Publikum. „Unglückliches Kind," ruft ihm die Mutter mit von Thränen fast erstickter Stimme zu, „willst Du endlich aufhören?" „Ich kann nicht, ich kann nicht," schreit der Kleine weinend und sich kratzend, „es juckt mich!" Nun blieb nichts anderes übrig als den Vorhang fallen zu lassen.

Ein höflicher Fechtbruder.

Aus Mühlhausen in Thüringen wird der „Dorfzeitung" folgendes geschrieben: Als besonders artig erwies sich ein Fechtbruder, der dieser Tage Mühlhausen besuchte. Er kam zur Mittagszeit in ein Haus. Liebliche Gerüche von Thüringer Klößen mit Hammelbraten umspielten sein Riechorgan und bescheiden, aber mit nicht mißzuverstehender Innigkeit bat er um eine kleine Probe dieses seines „Leibgerichts". Er erhielt eine ansehnliche Portion, die er mit gutem Appetit verzehrte, worauf er sich mit vielen Dankesworten verabschiedete. Am Nachmittag stellte sich der Mann unter höflichen Entschuldigungen wegen seines nochmaligen Erscheinens wieder ein und überreichte der Hausfrau mit artiger Verbeugung ein kleines Blumensträußchen, das er im Stadtwald gepflückt hatte.

Der „kurzsichtige" Bauernsohn.

Ueber ein heiteres Geschichtchen, das bei der Rekruteneinmusterung passirte, wurde von einem Brieger Blatte wie nachstehend berichtet: Ein Bauernsohn gab sich als hochgradig kurzsichtig aus, um als dienstuntauglich befunden zu werden. Der untersuchende Art schob in das Brillengestell, welches der angeblich Kurzsichtige aufgesetzt hatte, verschiedne Gläser, aber immer konnte der Bursche die Schrift nicht lesen. Da wollte es der Arzt noch mit einer sehr scharfen Nummer versuchen. Er schob das Glas ein, zog es aber in demselben Augenblick wieder heraus. Und siehe da, jetzt las der Kurzsichtige zur großen Heiterkeit der Kommission die entfernte Schrift ganz geläufig. Bei der schnellen Hantirung des Arztes wußte er nämlich nicht, daß er jetzt überhaupt kein Glas in der Brille habe, sein vorzügliches Auge aber ließ ihn die Schrift jetzt deutlich erkennen. Er wurde als diensttauglich befunden und brauchte hinterher für den Spott nicht zu sorgen.

Noch Vorrath.

Der mecklenburgische Oberst Ernst v. Boblen trat 1685 in schwedische Dienste und verlor im Feldzuge gegen Frankreich im Jahre 1696 die rechte Hand. Er ersetzte den Verlust durch eine künstliche Hand, die aus Eisenschienen zusammengefügt und so vortrefflich in ihrer mechanischen Einrichtung war, daß er sogar den Degen damit führen konnte. Im spanischen Erbfolgekriege kommandirte er das von Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg geworbene, im Dienste der Generalstaaten stehende mecklenburgische Infanterieregiment und machte mit demselben 1704 die Schlacht bei Höchstädt mit. Bei einem der heftigsten Angriffe am Nachmittag des heißen Tages ward ihm diese Eisenhand abgeschossen. Als er, nachdem dies geschehen war, zu den Gepäckwagen zurückritt, begegnete ihm der Fürst Leopold von Dessau und schrie ihn in seiner Weise an, ob er denn in drei Teufels Namen revirire?

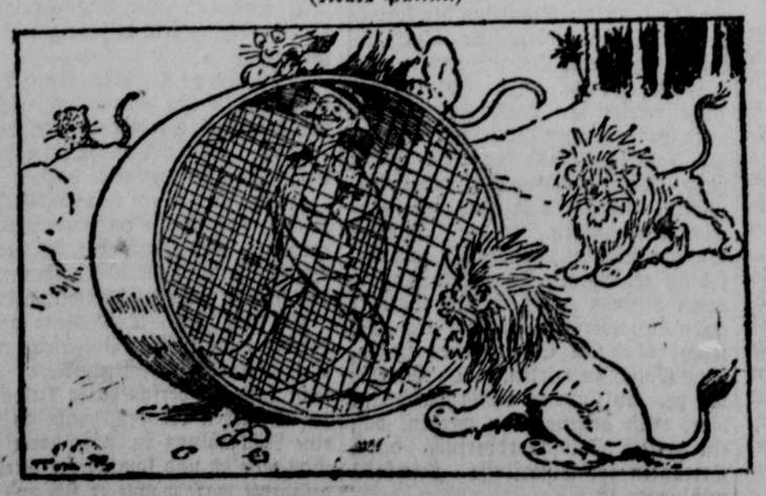
Bohlen antwortete: „Mir ist die Hand abgeschossen, aber die Esel da drüben haben nicht gewußt, daß ich im Rüstwagen noch Vorrath habe. Will mir eben eine neue holen und die Kerle dann mit Eurer Durchlaucht Erlaubniß schon auf den Trab bringen."

Bei Hagenbeck.

Einen Besuch im Hagenbeck'schen Thierpark in Hamburg schildert in fesselnder Weise der deutsch-amerikanische Journalist Dr. Hanns M. v. Kadich, der vor einigen Wochen in der alten Heimath weilt und seine Reiseeindrücke zum Besten giebt. Wir entnehmen dem Berichte Kadichs die nachstehenden Mittheilungen: Im Innern Asiens hat Hagenbeck augenblicklich vier Leute, welche in der Pamir-Gegend für ihn Thiere und zwar hauptsächlich Rehwild, Steinböcke, Wildschafe sowie einzelne Raubthiere sammeln. Diese vier Leute bilden jedoch nur die Kommandeure für etwa 1000 bis 1500 Eingeborene, welche die Aufgabe haben, die bestellten und gewünschten wilden Thiere bis in die Civilisation zu bringen. Drei andere Hamburger sind erst im Spätherbst 1901 nach der Mongolei aufgebrochen, um Gegenden, welche bisher nur wenig oder gar nicht von Europäern bereist wurden, nach neuen Thieren abzusuchen. Auch diese drei Sendlinge haben vollständig freie Hand, so viele Menschen anzustellen, als sie dies im Interesse ihrer Aufgabe für nothwendig halten. Ein ganz besonders erfahrener Reisender weilt gegenwärtig für das Welthaus in Korea und Japan. Er nahm einen großen Transport lebender Thiere für den Zoologischen Garten in Tokio mit und bringt sämmtliche Unkosten der Reise insofern wieder doppelt herein, als er dort wiederum wilde Thiere fangen läßt und mit herüber bringt. Auf seiner Rückreise besucht dieser Mann die Sunda-Inseln und sammelt bezw. kauft ein, was er an interessanten Thieren zu finden vermag. Drei Mann sind seit Jahren in Brasilien für das Welthaus thätig und werden im Mai mit einem großen Transport in Hamburg zurückerwartet. Ein Bevollmächtigter Hegenbecks ist eben jetzt in Kalkutta mit einem Transport von 20 Elephanten und anderen in den Dschungeln gefangenen Thiere auf dem Wege zwischen Indien und Hamburg. Zwei andere arbeiten am Kaspischen Meere um dort die verschiedensten Arten von Wassergeflügel theilweise selbst zu fangen, theilweise durch die Kosaken lebend fangen zu lassen und nach Deutschland zu bringen. Drei andere durchstreifen Australien, um vor allem Känguruhs, soviel sie nur erhalten können, zu fangen und sowohl diese wie interessante Vertreter der Vogelwelt nach Europa zu bringen. Selbst auf den Feuerland-Inseln ist seit längerer Zeit ein Hamburger für Hagenbeck thätig, der die Aufgabe hat, alles, was er von der Vogelwelt dort lebend fangen lassen kann, nach Europa einzuführen. Der schwarze Erdtheil Afrika ist in seinen dunkelsten Gebieten für Hagenbeck längst keine terre incognita, da er seine Fang-Expeditionen im Sudan schon zu einer Zeit hatte, als die Engländer noch über die Frage nach dem Quellengebiete des Nils stritten. Die große Leserwelt wird nun wahrscheinlich fragen: Wie fängt man die wilden Thiere? Man kann im allgemeinen wohl sagen, daß sich die Fangmethoden hauptsächlich nach den Thierarten, sowie nach den Terrainverhältnissen richten und daher sehr verschieden sind. Doch gelten auch für diesen Beruf gewisse allgemein giltige Regeln. Die meisten Löwen werden, nachdem die Mutter auf die eine oder andere Weise unschädlich gemacht ist, jung eingefangen, ebenso der Königstiger, da dieses Thier, wenn es erst später gefangen würde, viel zu stark und unbändig ist, um „gehändelt" werden zu können. Allerdings sind in der letzten Zeit auf Sumatra und Java selbst erwachsene Thiere in Gruben und Fallen gefangen worden, doch bleiben dieselben, wenn sie überhaupt die Gefangenschaft ertragen, immer unbändig! Auch die eoparden und die großen Pavianarten, welche in sehr steinigen und zerklüfteten Gebirgen leben, werden gewöhnlich jung in Fallen gefangen. Die großen „menschenähnlichen" Affen (Schimpanse und Orang) können auch nur zufällig erbeutet werden, und das Gleiche findet beispielsweise auch bei den Giraffen und Antilopen statt, welche, wenn sie einmal mit Hunden gehetzt werden, die zurückbleibenden Jungen einfach verlassen, während die Elephantenmutter in den meisten Fällen ihr Junges vertheidigt und daher erst erschossen werden muß. Ebenso wird das Rhinozeros ganz jung den Eltern abgejagt, die dabei gewöhnlich getödtet werden, doch sind in Indien Rhinozerosse auch in halbzahmem Zustande zu finden, die dann auch ausgewachsen erworben werden können.

Der Spaziergänger in Afrika.

(Neues Patent.)



Unverfroren.

„Dieses Schnitzel riecht ja!"

„Bitte, werd' gleich die Ventilationsklappe öffnen!"

Stimmt.

Richter: „Sind Sie schon längere Zeit Wittwe?"

Zeugin: „Seit dem Tode meines Mannes."

Boshaft.

„Gestern hat mir ein Kritiker gesagt, daß ich ein bedeutender Maler wäre."

„Sehen Sie, es gibt noch verkannte Talente."

Willkürliche Auslegung.

Lehrer: „Warum werden die Hasen im Herbste geschossen?"

Schüler: „Weil sie sonst im Winter erfrieren würden."

Gebildet.

Herr: „Ich machte die Reise um die Erde, zuletzt war ich in Egypten."

Dame: „Ah! Haben Sie dort auch die egyptische Finsterniß gesehen?"

Auf dem Bahnsteig.

Silberstein: „Schaffner, haben Sie noch e gutes Coupee nach Köln?"

Schaffner: „Ja, — Nicht-Raucher?"

Silberstein: „Nee, — Ja-Raucher!"

Bei Protzens.

Besuch: „Was glänzt denn da unten?"

Parvenu: „Der eine Fuß vom Tisch ist etwas zu kurz, und da habe ich ein Goldstück untergeschoben."

Moral.

Professor: „Ich hatte Ihnen kürzlich ein Buch geliehen, welches Sie mir bisher nicht zurückgaben; behalten Sie lieber den Inhalt als das Buch selber."

Zeitgemäß.

Herr (zu seinem Gaste): „Ich sage Dir, meine Frau führt mit mir oft einen wahren Burenkrieg auf."

Gast: „Wer ist denn da der Bure und wer der Engländer?"

Unsinnige Redensart.

Student X.: „Ich gebe meinen Kopf zum Pfande, wenn das nicht wahr ist."

Student Y.: „Hm, wenn Du nichts anderes zu verpfänden hast, dann mag ich nicht."

Boshaft.

Beim Kaffekränzchen erzählte das ältliche Fräulein Süßlich, daß sie kürzlich—welch' horreur—allein vom Theater nach Hause gehen mußte. „Und plötzlich tauchte aus einer Nebengasse ein Mann auf. Ihr könnt Euch denken, wie ich gelaufen bin."

„Na, hast Du ihn denn eingeholt?"

Ein Praktikus.

Sohn: „Ach, Vater, ich will nur Maler oder Schriftsteller werden!"

Vater: „Dann, mein Sohn, werde Schriftsteller. Papier ist immerhin noch billiger als Leinwand!"

Unerwartete Kritik.

Vater: „Nun sag' mal' Junge, was sagt denn dein Lehrer jetzt zu deinen Arbeiten, seit ich dir jetzt helfe?"

Sohn: „Heute sagte er erst wieder: Fritze, du wirst alle Tage dämlicher!"

Freundliche Aufforderung.

Mann: „Ich habe also meine Lebensversicherung so abgeschlossen, daß ich die 50,000 Mark berits mit dem sechzigsten Lebensjahre ausbezahlt kriege."

Frau: „Na, denn beeile dich nur 'n bischen!"

Gewissensfrage.

Advokat: „Ich kann den Fall aber nur übernehmen, wenn Sie mir die volle Wahrheit sagen!"

Klient: „Ja, was soll ich Ihnen denn zuerst sagen?"

Advokat: „Zuerst sagen Sie mir mal genau, wie viel Geld Sie haben!"

Eine liebenswürdige Freundin.

Kokette (zu ihrer Freundin): „O, wegen mir fand schon einmal zwischen zwei Herren ein amerikanisches Duell statt, und der, der die schwarze Kugel zog. . . ."

Freundin (ihr in's Wort fallend) . . . „Mußte Dich heirathen!"

Fataler Empfang.

Baron (von einer Reise zurückkehrend, am Bahnhof zu seinem Diener): „Was haben Sie denn da für eine Gesellschaft bei sich, Johann?"

Diener (leise): „Ich konnte sie nicht abschütteln, gnä' Herr. — Alles Gläubiger, die mir unterwegs begegnet sind!"

Respektwidrig.

„Warum haben Sie denn Ihren alten Diener entlassen?"

„Ja, 's ging nicht anders; neulich beim Weinabziehen, wie wir Beide benebelt waren, haben wir Schmollis getrunken. . . und seit dieser Zeit sagt der Kerl konsequent „Du" zu mir!"

Schlechter Tausch.

Hausfrau (in die Küche tretend, wo sie ihre Köchin im Kreise mehrerer Kolleginnen bei Kaffee und Kuchen antrifft, entsetzt): „Minna, was soll dieser Lärm bedeuten? Sie halten in meinem Hause Kaffeegesellschaften?"

Köchin: „Erlauben Sie gnädige Frau, da ich keinen Schatz haben darf, gehöre ich dem Verein zur Bekämpfung der Ehe an und jeden Mittwoch haben wir Vereinstag. Etwas muß der Mensch doch haben!"